

Gotthelfs Mädchen und Frauen

Autor(en): **Mäder, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rorschacher Neujahrsblatt**

Band (Jahr): **26 (1936)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947791>

Nutzungsbedingungen

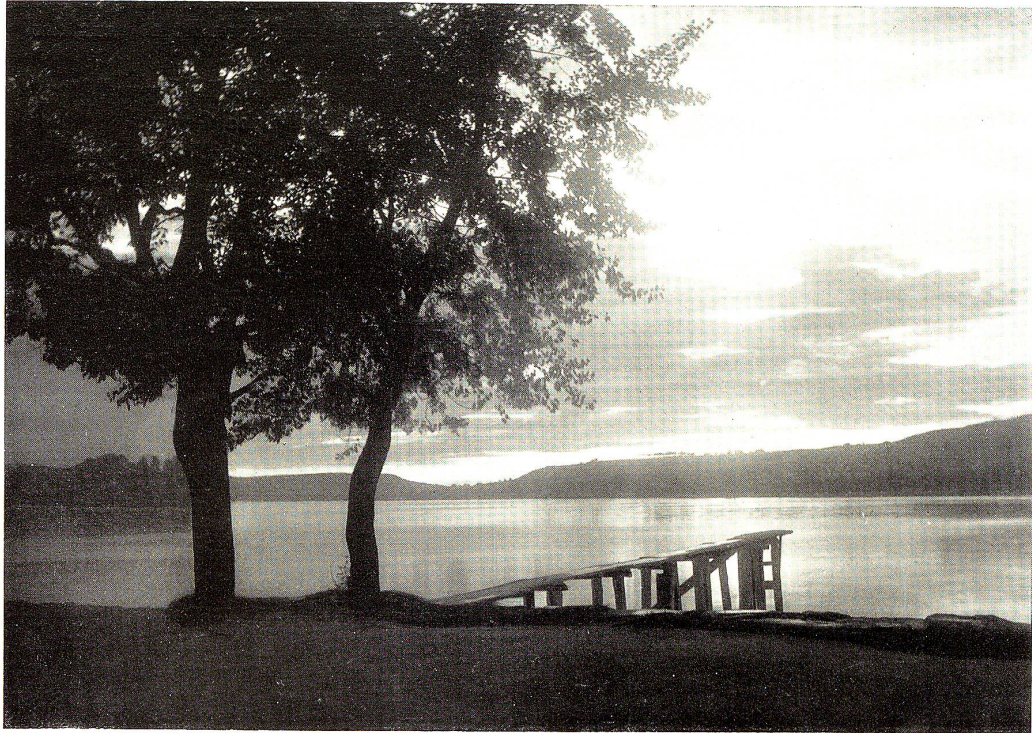
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Stimmungsbild am Untersee

Phot. Hausmann, Heiden

Gotthelfs Mädchen und Frauen

Von Prof. Dr. Paul Mäder, Rorschach

Dieser Titel: Gotthelfs Mädchen und Frauen mag in vielen die Erinnerung wachrufen an jene elegante und wie immer durch seltenen Witz ausgezeichnete Abhandlung Heinrich Heines, in welcher er die ganze und reiche Fülle von Mädchen und Frauen vor unsern Augen Revue passieren lässt, welche in dem unsterblichen Werk eines der grössten Abendländers dichterische Gestalt empfangen haben und zu ewigem Bühnenleben erweckt worden sind: nämlich Shakespeares Mädchen und Frauen. Die feinen Bildnisse eines Stahlstechers rufen Heine die plastischen Gestalten der Portien, Cleopatren, Julien, Ophelien, Jessiken, Desdemonen, Beatricen usw. vor Augen. Gelöst aus ihrer gewohnten Umgebung, aber stets unter dem wuchtigen Eindruck ihrer seltsamen und erschütternden Erlebnisse sieht der Leser mit Heine diese anmut- und lebensvollen Frauenbilder, und er bewundert mit ihm die unermessliche Schöpferkraft Shakespeares, dessen Phantasie eine so reiche Fülle von Geschöpfen so glaubhaft und wirklich schaffen konnte, dass sie uns vertraut, gegenwärtig und un-

vergesslich sind wie irgend ein lebendiger Mensch, mit dem uns das Schicksal einmal zusammenführte.

Und wenn dieses Wirkliche und Plastische an Shakespeares Menschen eine Offenbarung seiner ganz grossen Kunst ist, so darf zum Ruhme Gotthelfs gesagt werden, dass seine Gestalten denjenigen des Briten an Lebendigkeit und Glaubhaftigkeit nicht nachstehen. Denn auch seine Elsi und Aenneli, Käthi und Anne Bäbi und sein liebliches Meieli meinen wir im Leben begegnet zu haben und wenn nicht sie selber, so doch ihre Schwestern oder Ebenbilder. Wenn an einem Trachtenfest unserer Tage der Umzug die Gassen füllt, so kann uns der Ruf von den Lippen fahren: «E lueg, grad wi eini us em Gotthälf!» So wandelt sich Leben in Dichtung und Dichtung wiederum in Leben.

Unerschöpflich sind die Variationen, unter denen bei Shakespeare weibliches Wesen erscheint; die gleiche Fülle bietet Gotthelf. Es ist eine lückenlose Skala von den lieblichen Jungmädchen wie Aenneli im «Bauernspiegel», Mädeli im «Schulmeister», Vreneli im «Uli»,

Meyeli in «Anne Bäbi Jowäger» über die herbe «seltsame Magd» Elsi zu den kräftigen Bäuerinnen Lisi in «Zeitgeist und Bernergeist», Betli im «Knaben des Tell», weiterhin zu dem feinen Aenneli in «Geld und Geist», zu dem derben Anne Bäbi Jowäger, zu der keifenden Mutter Käasers im «Schulmeister» und wieder zu Käthi der Grossmutter, diesem Urbild der Dulderin. Nicht genannt sind damit die vielen Zwischenstufen, welche die verschiedenen Mägde darstellen und diese unheimlichen oder komischen Frauengestalten, welche als Hausiererinnen und zugleich Zuträgerinnen, als wandelnde «chroniques scandaleuses» um die Bauernhäuser schleichen. Und noch sind zu erwähnen Extreme wie die schauerlichen fünf Mädchen, welche im Branntwein ertranken, oder halbe Fabelgestalten wie die alte Grimhilde im «Kurt von Koppigen» und hehre Sublimationen des Weiblichen ins Göttliche, wie Hertha im «Druiden».

Eine Fülle, welche den Aufzähler erlahmen lässt, bei Gotthelf wie bei Shakespeare.

Albert Bitzius hat sein häusliches Leben zumeist in einem Frauenhaushalt zugebracht. In seinen ledigen Zeiten umgaben ihn Mutter und Schwester; als er sich verheiratete und sie aus seinem Hause schied, wählten sie jeweiligen Lützelflüh zu ihrem Sommeraufenthalt. Von Bitzius' Kindern waren zwei Mädchen; der einzige Sohn wurde seit dem siebenten Altersjahr in einem Internat erzogen. So wirkte in seinem Heim dauernd und beinahe ausschliesslich das Weibliche auf ihn; kein Wunder also, dass er sich darin auskannte!

Prachtvoll sind in Gotthelfs Erzählungen eingefangene Gestalt und Wesen der jungen Mädchen, welche zur Liebe erwachen und welche in ihren Geliebten das süsse Echo wecken. Gerade die magische Atmosphäre der Liebes-Seligkeit, in der sich die beglückenden Bande zwischen Mädchen und Mann hin- und widerschlingen, ist in ihrer ganzen Schöne da. Etwa im «Bauernspiegel», wo Aenneli dem abgebrannten Jeremias mit den Worten «Meiss, sä da hest neuis (etwas)» ein seidenes Tüchlein mit zehn Batzen in eine Ecke geknüpft zuschiebt, so dass «eine sanfte Wärme in ihm aufglomm und ein süsser Schauer ihm aus der Kammer des Herzens hinaus durch die Brust rieselte». — Mädeli im «Schulmeister» hinwiederum «war schlank und hoch, hatte aber nicht so herzsichöne Backen wie Milch und Blut, bei denen es einem dünkt, wenn man sie nur etwas knuste oder müntschle, so müssten aus der einen Backe einige Kacheln Milch spritzen kühwarm und aus der andern einige Dutzend Kartoffeln trolen, schön mehlicht und aufgesprungen». Besucht Mädeli seinen Bräutigam, so findet er, es sei «ein ganz eigenes Gefühl, wenn unser Meitschi zum erstenmal über unsere Schwelle tritt, wenn es seine Augen schweifen lässt über unser Eigentum, und wenn wir dann neben ihm sitzen auf unsern Stühlen». — Jakobli in «Anne Bäbi Jowäger» erfährt selig, «Was eine Meitschihand für eine Gewalt hat selbst durch eine Halbleinkutte hindurch»; denn wie ihn Meyeli berührt, «gramselte es ihm den Rücken auf, den Rücken ab, und im Gesicht ward es ihm so warm und im Herzen so wohl». — Die ganze Magie der Liebe, wie man sieht, doch ohne Sentimentalität. Dass Süssliches nicht aufkomme, dafür sorgen die realistischen Bilder und der Humor des Erzählers (denken wir an

die Backen, die Milch kachelweise und mehlichte Kartoffeln bergen), und doch ist es ganz das, was Goethe besingt:

«Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu und Güte
Mit unendlicher Gewalt?»

So passt auf alle diese Jungmädchen der Name von Jakoblis Braut: Meyeli Lieblig, wenn auch auf keine so ausgesprochen wie auf diese. Mehr oder weniger arme, vom Schicksal gezauste Mädchen sind die jungen Liebhaberinnen der Hauptromane, und doch bleiben sie immer aufrecht und von einem schönen Stolz und Selbstbewusstsein erfüllt, ihres Werts und Frauentums wohl bewusst.

Das Vreneli auf der Glungge (in «Uli, der Pächter») traktiert mit einem buchenen Scheit den Baumwollhändler, der es mit schmutzigen Anträgen umstreift. «Wie eine glühende Siegesgöttin stund es da mit dem Scheit in der Hand oder wie ein Engel mit flammendem Schwerte vor dem Paradiese der Unschuld.»

Hingegen sind diese Mädchen nicht zimperlich in ihren Liebesbezeugungen dem Geliebten gegenüber. Sie scheuen sich auch nicht, ihre Neigung als erste zu verraten, wie Aenneli, das dem Mias in seinem Elend das Tüchlein brachte, wie Mädeli, das dem Schulmeister ohne Umschweife gesteht, dass es ihn schon lange liebt. «Sie haben es genau im Gefühl, wie weit das Herz die Schranken der Konvention durchbrechen darf, wie weit sie um der Sitte und des Rufes willen zu respektieren sind, was Gott und was dem Kaiser zu geben ist,» schreibt Ricarda Huch von ihnen in ihrer schönen Abhandlung über Gotthelfs Weltanschauung. Der Antrieb zur Liebe ist in vielen Fällen Mitleid, wie die Mutter Aenneli in »Geld und Geist« so schön erzählt, dass sie sich ihrer Liebe zu Christen erst bewusst wurde, als sie ihn weinen sah, weil sie mit einem andern tanzte. Vreneli heiratet seinen Uli, um ihm eine Stütze und Hilfe zu werden im Moment, wo er das grosse Lehen auf der Glungge übernehmen will.

Wie schon die Beschreibungen zeigen, mit denen Gotthelf seine Mädchengestalten in den Romanen einführt, sind es keineswegs Idealfiguren, keine unwirklichen Schönheiten. Sonnseiten und Schattseiten, Frohmüt und Bangen sind gleicherweise in ihnen vorhanden, und deshalb wirken sie schön und wahr. Von Meieli Jowäger lesen wir: «Weinen und Lachen lagen friedlich nebeneinander in seinem Herzen, zwei Schwestern, die sich liebten, ablösten, eine der andern unentbehrlich war; aber Groll und Gram, die das Lachen verzehren und das Weinen aufrocknen, die kannte es nicht.» Auch andere Mädchen zeigen diesen Ausgleich der Gegensätze; es heisst von ihnen, dass sie «schön beten und gut tanzen» können, dass sie dank dieser Einheit mit ihrem blossen Kommen ein Haus verändern.

«Der ledige Leib», von dem viel die Rede ist, ist diesen Mädchen lieb und wert, und doch sehen sie in der Ehe, im Lieben und Fürsorgen die schönste Erfüllung ihrer Wünsche. Ergreifend schreibt Gotthelf von verschmähter Liebe und wie sie sich einen Weg sucht zur Betätigung auf ihre Weise:



Segelregatta vor Romanshorn

Phot. R. Kielinger, Romanshorn

«Aber wenn du ein träumend, sinnend Mädchen siehst, das schweigt, wenn andere reden, dem in allgemeiner Freude um den Mund ein trüber Zug spielt, das tief die Augen niederschlägt, wenn der Liebe holde Zeichen zwischen andern gewechselt werden, das vergessen dasitzt, mit wenig Worten, aber freundlichen Blicken ein freundliches Entgegenkommen lohnet, da fühle Mitleid, da ist ein Mädchen mit tiefem Leid im Herzen. Es schreit nicht mehr laut in die Gespielen hinein: «Ach, niemer het mi lieb!» Aber es weint oft in stiller Nacht, dass es einen Stein erbarmen möchte, und klagt seinem Gott sein Leid. Es weiss wohl, die Welt würde spotten über seine Tränen, aber es weiss, dass sein Gott, der sein Herz geschaffen hat, solche Tränen nicht verlacht, darum verbirgt es sie auch nicht dem Vater, der die einsamen Herzen kennt. Und der Vater wird diese Tränen vergelten, wenn dieses Herz milde bleibt und unerschütterlich in seinem stillen Vertrauen zu seinem Gott.»

Oder an anderer Stelle:

«Der Mensch kann nicht allein sein; hat er keinen Menschen zum Anschluss, so wählt er etwas Anderes; zarte Mädchen wählen ein Kanarienvögelchen zum Herzen und Schnäbeln. Verrauschen die zarten Zeiten und kommen die plumpen, materiellern, so tritt der Schoss-hund auf. Hexen wählen Katzen, Zauberinnen Schlangen, etwas Warmes muss es sein, das der Mensch an seinen Busen drückt, besonders der weibliche. Glückliche der und die, denen ein Bruder oder eine Schwester oder ein Sohn Kinder liefert zum Pantschen und Herzen.»

So ist also Liebe und Liebefriedigen die Bestim-

mung des Weibes. Und wenn sich dieses Sehnen erfüllt, scheint eine Veränderung in den Frauen vor sich zu gehen; nicht bloss zu ihrem Vorteil leider, wie Gotthelf boshaft feststellt. Uebrigens beruht diese Veränderung auf Gegenseitigkeit, sie zeigt sich bei Männern wie bei Frauen: «Bei Mädchentränen sind Männerherzen gerne wie Wachs im Ofen, nicht die gleiche Wirkung mehr machen Weibertränen,» schreibt der Dichter, und er geht so weit, zu behaupten: «Ich bin aber auch überzeugt, sie (nämlich Mädchentränen und Weibertränen) sind *chemisch* nicht gleich.» Ich weiss nicht, ob hierüber inzwischen eine Untersuchung gemacht worden ist, etwa eine naturwissenschaftliche Dissertation. — Hingegen konstatiert ein alter Schulmeister bei Gotthelf: «Es sei ihm ds Tüfels Sache, dass die Weiber gegen einen Ledigen viel barmherziger seien als gegen einen Verheirateten, der doch die Barmherzigkeit viel nötiger hätte.»

Wie dem auch sei. Es kommt den praktischen und nüchtern denkenden Bauern der Emmentaler-Höfe in der Ehe nicht mehr so viel auf das Liebesgetändel ihrer Frauen an. Arbeit in Haus und Feld und Stall lassen wenig Zeit dafür übrig. Und so lesen wir in einer Betrachtung von Benz auf der Ankenballe («Zeitgeist und Bernergeist»): «Ehemänner schwärmen bekanntlich selten für ihre Weiber; und wenn sie verständig sind, freuen sie sich mehr über ihre Tugenden als über ihre Schönheiten.» Die Ehejahre und nicht die Flitterwochen sind massgebend für das Urteil über eine Frau. Arbeit wartet ihnen nicht weniger als dem Manne, obgleich ihre körperlichen Kräfte geringer sind. «Die erste des

Morgens und die letzte des Abends schaltet die Frau im Hause, und keine Speise kommt auf den Tisch, welche sie nicht selbst gekocht, und keine Melchter in den Schweinstrog, in die sie nicht mit blankem Arme gefahren wäre bis auf den Grund,» lesen wir von der Bäuerin Aenneli. Fürsorgende Walterin ist sie für Mensch und Vieh. Wo die Fülle im Hause ist, wie bei Aenneli, ist das wohl eine Leistung in Anbetracht des grossen Bauernwesens, aber noch keine Heldentat, wie sie die Frau des armen Schulmeisters täglich vollbringen muss. Von ihren Lippen erspart sie das mangelnde Brot für ihre Kinder und behauptet standhaft zu ihrem Manne, sie sei satt. Mit der Kraft ihres Gemütes rettet sie ihren Mann aus Verzagtheit, Niedergeschlagenheit, Unmut und Verzweiflung hinüber zu neuer Hoffnung. Mädeli Käser erträgt über dies die Hinterhältigkeit, Eifersucht, Verdächtigung und das ewige Misstrauen, mit welchen ihr ihres Mannes Mutter begegnet. Wie eine Wolke lastet der Schwiegermutter Gegenwart im Haushalt über der Ehe der Jungen; erst mit den letzten Worten vor dem Tode bittet sie Mädeli um Verzeihung für das Martyrium, das sie ihm bereitet. — Wie die Kinder zu Weihnachten ohne Lebkuchen sind und vorwurfsvoll darum bitten, ihre Mutter darum bitten, die ausserstande ist, den Wunsch zu erfüllen, da erzählt sie ihnen eine selbst ersonnene, wundervolle Geschichte, welche die Kinder Lebkuchen, Neid und alles vergessen macht. Mit Peter Käser fragen wir uns, wie ist denn eines solchen Weibes Seele beschaffen, dass sie wie ein unzerreissbares Gewebe so vieles und auf so unabsehbar lange Zeit immer wieder zu tragen und zu ertragen vermag? Und wir lesen die folgende Antwort: «Für solche Liebe ist eigentlich das weibliche Gemüt geschaffen, ein Thron ist in demselben für sie aufgebaut, von dem herab soll sie regieren, eine Fülle von Kraft steht ihr zu Gebote, alle Empfindungen weiht und heiligt sie, und aus den Empfindungen, nicht aus den Gedanken, entspringt des Weibes ganzes Wesen.» — Härtere und durch viele Jahre unablässiger sich folgende Bedrängnisse als Mädeli hat einzig eine Stine Menschenkind bei Andersen Nexö ertragen. Diese aber erlag, musste erliegen, weil, wie der Arzt konstatierte, sie vom Leben ganz einfach aufgebraucht war. — Bewunderung und Verehrung wecken solche Frauengestalten in uns, und dem Jäger Wehrdi pflichten wir gerne bei, wenn er sagt: in dem Buche, welches Peter Käser, der Schulmeister, über die Not seines Standes schreibe, solle auch von Mädeli «geschrieben werden, und gerade das werde das Schönste von allem werden und die meiste Wirkung tun.»

Wo neben der materiellen auch seelische Not ins Haus bricht, wie beim Pächter Uli, da ist es wieder die Frau, welche geduldig an der Seite des Mannes harret, einen Teil seiner Schuld auf sich nimmt und sie mit ihm trägt. Uli ist aus dem Drang, sich zu befreien von der drückenden Enge des vermögenslosen Lehmannes zum Betrüger an einem armen Mannli geworden. Das Gericht kam ihm nicht auf die Spur, sprach ihn frei. Ein ungestümes Gewitter erreichte ihn auf dem Heimweg vom Schloss, zerstörte seine Felder und warf den rastlos Strebenden in Krankheit und heftige seelische Krisis. Vreneli weicht nicht vom Lager des

Fiebernden und Phantasierenden. Nur zu ihm sollen Selbstanklagen und Geständnisse des Gatten dringen, es allein will lindernd eingreifen; Tage und Nächte muss es ausharren, bis der Kampf nachlässt, die Spannung sich löst. Zu Genesung, Reue und reinigender Tat führt Vreneli alsdann den Gatten. Bester und einziger Kamerad ist es ihm gewesen. Die Kameradschaftsehe sehen wir bei Gotthelf schon lange vorausgenommen; in einem andern, tieferen, totalen und unbedingten Sinn freilich, als sie in unsern Zeiten von Amerika her propagiert wurde.

In die Familie des Bauern Christen in «Geld und Geist» ist Unfriede eingezogen, trotz stattlichem Hof und schönem Vermögen. Christen hat eine grössere Summe Geldes durch eigenes Verschulden verloren. Der Verlust soll wieder eingebracht werden, durch grössere Betriebsamkeit in der Landwirtschaft meint die Frau Aenneli, wogegen Christen findet, Aenneli solle den Armen weniger spenden. Nun ist die Küchentüre auf dem Hof eines Aenneli Ziel und Hoffnung der Armen weit herum. Nie verlässt da ein Bittender die Schwelle mit leeren Händen; und Aenneli, wie die meisten Bäuerinnen in Gotthelfs Romanen, leben der festen Ueberzeugung, es gehöre zu ihren Pflichten, die Armen in ihre Liebes- und Hilfsbereitschaft einzuschliessen. Der Bäuerin komme natürlicherweise die Fürsorge für die Darbenden zu, sie habe das christliche Gebot der Barmherzigkeit zuerst zu erfüllen; denn sie gebietet ja über die Schlüssel zu reichen Kellern und vollen Speichern. Was ein warmer Ofen im kalten Winter, in dessen Nähe jeder, dem es schaurig wird in der kalten Welt, Behagen finden soll, das soll nach Gotthelf eine gute Frau sein. So kann Aenneli Christens Vorschlag nicht wohl akzeptieren.

Der Gegensatz zwischen ihr und Christen verstärkt und vertieft sich, Reizbarkeit und Gehässigkeit verdrängen Liebe und Einigkeit. Dauernder Schaden und Unfrieden drohen dem Hause, ja völliger Zerfall der Familie. In solcher Lage wächst die Frau über sich selber und über das Irdische empor. Trotzdem sich Aenneli vor den Menschen und vor ihrem Gewissen im Recht weiss, fühlt sie sich schuldig. Sie war in ihrer Liebe nicht gross genug, sie rechtete mit ihrem Mann, und Liebe soll nicht rechten.

«Wäre die Sonne eine Person, so würde man ihr einen Vorwurf machen, wenn es auf der Erde kalt wird; denn sie hat ja das Licht und die Wärme. Ebenso geht es der Frau in Gotthelfs Welt: sie ist die Sonne, die die stets aufsteigenden Nebel, Wolken und Winde verteilen und vertreiben muss, bis die Helligkeit und Wärme herrscht, deren das Leben bedarf.»

«Erst gibt der liebe Gott einen Bräutigam,» sagt Gotthelf einmal, «der schliesst das Herz auf, dann kommen Kinder und reinigen es, dann kommen Enkelkinder und erhalten es weich und warm, bis endlich Gott selbst kommt und es verklärt mit seiner Klarheit.»

Diesen Verlauf der Verklärung ins Ueberirdische erleben wir an Aenneli. Nachdem sie sich selbst überwunden, alle Schuld auf sich genommen und der Familie den Frieden wiedergegeben hat, ist sie zum heldenhaften Opfer bereit. Sie pflegt eine an einer ansteckenden Seuche erkrankte arme Familie, wird selbst davon



Rorschach: Schwanenidyll beim Kornhaus

Phot. Labhart, Rorschach

ergriffen und stirbt. «Ihr Tod erscheint wie das natürliche Schreiten von einer Stufe zur andern, nur dass die zuletzt erreichte diejenige ist, die unsere körperlichen Augen nicht mehr sehen.»

So deutet die Frau und Dichterin Ricarda Huch das Bild Aennelis.

Als eine Mittlerin zwischen Gott und den Ihrigen, als eine Schafferin Gottes auf Erden erscheint Aenneli. Das Gottnahe, welches schon Tacitus von den Frauen der Germanen berichtet, ist Gotthelfs Frauen eigen. Es unterscheidet sie von den Männern. Und so werden sie zu Priesterinnen des Hauses. In «Geld und Geist», dem

tief religiösesten von Gotthelfs Büchern, lesen wir: «Es ist auch eigentlich die alte, ächte Hausfrau, welche das Feuer anzündet im Hause des Morgens und des Abends es löscht; sie ist des Hauses Herrin und das Feuer ihr Diener, sie ist des Hauses *Priesterin*, sie wahret, sie brauet des Hauses Segen auf ihrem Herde. Es ist etwas wunderbar Ehrwürdiges und Altertümliches in diesem Beherrschen des Herdes, diesem Schalten und Walten am Feuer.»

Das Weib hält bei Gotthelf die grosse Fahrriichtung des Eheschiffes inne. In ihm ruht der Kompass, der nach dem Ewigen und Göttlichen weist. Wogegen der

Mann im Kampf mit den diesseitigen Kräften, mit der Welt, ums Brot und um den Wohlstand des Hauses kämpft, die Geschäfte betreibt, Handel und Wandel vorsteht, politisiert und prozediert, seine Gedanken auf Kauf und Verkauf gerichtet hat selbst zur Stunde des Gottesdienstes in der Kirche. Der Mann lässt sich von der Macht und Magie des Geldes lenken, dabei struchelt und irrt er, betrügt er und wird schuldig wie Uli, oder verhärtet wie Christen oder gar ein Ungetüm von Geiz und Geldsucht wie der Dorngrüthauer, von Lug und Betrug wie Eglihanes. Mit dem symbolischen Roman-Titel «Geld und Geist» sind auch Mann und Frau bezeichnet; diese ist die Vertreterin der ewigen, geheimnisvollen, jenseitigen Mächte, jener steht für das vergängliche, oberflächliche, gewirbige Diesseits: Diesen Gegensatz sieht Gotthelf äusserlich in der Kleidung sich spiegeln. Das Weib «kömmt dunkel daher in Gut-tuch», der Mann prangt in hellem Halblein oder höchstens in hellem Mitteltuche. Es ist, als ob das Weib der dunkle Grund wäre, auf dem im Vordergrunde der helle Mann hin und her geht, aber vom dunklen Grunde gehoben und getragen.

Wie sehr aus *unserer heutigen Kleidung* nicht nur diese, sondern jegliche Symbolik durch den einzigen Zweck des Praktischen und Bequemen verdrängt ist, wird einem beinahe schmerzlich bewusst bei solcher Lektüre.

Die engere und festere Verbindung des Weibes mit dem Uebersinnlichen hindert nicht, dass es seine diesseitigen Aufgaben mit praktischem Zugreifen und zuverlässigem, unermüdetem Arbeiten erfüllt. Auch Aenneli bereitet der Familie selber die Speise und greift in den Schweinstrog mit blankem Arm. Ein Eckstein soll nach Gotthelfs Meinung die Frau auch dem irdischen Hause sein wie die Glunggenbäuerin im «Uli»; nimmt man sie weg, so wankt das ganze Gebäude und wenn sie gestorben ist, wird erst offenbar, dass alles, Haus und Familie, auf diesem Eckstein ruhte. Was es für ein Haus bedeutet, ob dieser Eckstein gesund sei oder nicht, wird in «Zeitgeist und Bernergeist» in einem starken Kontrast deutlich vor Augen geführt. Der Hof auf der Ankeballe, wo die gesunde, selbstbewusste und von allen geachtete Bäuerin Lisi kraftvoll waltet, gedeiht aufs schönste, wogegen das schwächliche, kränkelnde, von Mann und Sohn verächtlich beiseite geschobene Gritli Zeuge wird des Niederganges, der sich im Hunghafen vollzieht. «Es fehlte ihr der gehörige Ueberblick, ein mächtiger Wille, kurz das Talent zu befehlen» heisst es von Gritli. Die Aufgabe der Frau beschränkt sich nicht darauf, das weibliche Gesinde und die Kinder zu regieren, sondern sie muss im Notfall den Platz des Mannes ausfüllen können. Die guten Frauen bei Gotthelf können das; bezeichnend für sie ist aber auch, dass sie daraus kein Recht ableiten, das auf Oberhoheit des Mannes beruhende Verhältnis zu ändern. Von *Hans Berners Frau* («Hans Berner und seine Söhne») lesen wir: «Das war eine von denen, welche, war der Mann daheim, ihn für ihren Herrn hielt, und war er nicht daheim, an seine Stelle trat und regierte, als wäre er es selbst.»

«Des Weibes Bedeutung scheint gesetzlich nicht beträchtlich, und es ist recht so: das Weib ist nicht gesetz-

licher Natur, kehrt sich wenig an Gesetze, wie *Eva den Beweis geliefert hat*. Des Weibes Macht und Herrschaft liegt im Gemüte, und dieses Gemüt ist unter kein Gesetz zu tun, es ist kein äusserliches, und seine Macht ist eben deswegen so gross, weil kein Gesetz sie begrenzen kann», kann Gotthelf in seiner «Käseri in der Vehfreude» noch so schön ausrufen. Es waren eben noch nicht vorhanden die Erfahrungen der Verindustrialisierung, der modernen Wirtschaft, welche um des geschäftlichen Vorteils willen rücksichtslos Familien sprengte, die Frauen ihrer Berufung entzog, die Erfüllung ihres irdischen Glückes an der Seite eines Mannes und als Mutter von Kindern verunmöglichte. Aus Zwang, nicht aus Hang gerieten die modernen Frauen ins Erwerbsleben und kamen so zu einer ganz anderen Stellung zum Gesetz und zum Staat, als sie Gotthelf noch beschreibt, dessen Emmenthal ein patriarchalisches Land war, nicht zu vergleichen einem modernen Industriestaat.

Die Krone dieser emmentalischen Welt ist die *Bäuerin*. Stüdi hält den Schulmeister zum Narren, wenn es behauptet: «So eine Bäuerin sei für nichts gut, als für zuerst aufzustehen, für Kinder z'ha und Säu z'mästen. Wenn sie einen Schoppen trinken wolle, so müsse sie das Geld erst stehlen, und wenn sie einen halben Tag von Haus wegwolle, so müsse sie sich eine ganze Woche dafür wüstsagen lassen.» In Wahrheit ist es so, wie Gotthelf ein paar Zeilen weiter schreibt: «So ist es sicher selten einer Bauertochter ernst, wenn sie sagt, sie wolle keine Bäuerin werden, es sei denn, ihre Mutter habe es gar böse, oder sie sei etwas fauler oder zarter Art. Freilich *Wirtinnen* oder *Müllerinnen* werden sie ebensolieb. Sie haben das gleiche bedeutende Regiment zu führen, und dazu an dem einen Ort ungesorgt weisses Brot und Wyssbry, an dem andern gelben Wein und gelben Braten.»

Gotthelf spricht von einem adeligen Wesen an den Bäuerinnen, das auch dann zum Durchbruch kommt, wenn sie unverschuldeterweise vom Schicksal in die Tiefen des Elends gestürzt worden sind und mit einer Dienstbotenstellung vorlieb nehmen müssen, wie «Elsi die seltsame Magd». Wie sie auf einem Bauernhof als Uebernächterin erscheint, um dann dort als Dienstmagd zu bleiben, erscheint sie ihren Betrachtern so:

«Alle mussten auf das Mädchen sehen. Dasselbe war nämlich nicht nur gross, sondern auch stark gebaut und schön von Angesicht. Gebräunt war dasselbe wohl, aber wohlgeformt, länglicht war das Gesicht, klein der Mund, weiss die Zähne darin, ernst und gross waren die Augen, und ein seltsam Wesen, das an einer Uebernächterin besonders auffiel, machte, dass die Essenden nicht fertig wurden mit Ansehen. Es war eine gewisse *adeliche* Art an dem Mädchen, die sich weder verleugnen noch annehmen lässt, und es kam allen vor, als sässe sie da unten als des Meisters Tochter oder als eine, die an einem Tische zu befehlen oder zu regieren gewohnt sei.»

Wilhelm Tells Haushalt (im Knaben des Tell) ist ein Emmentalerbauernhof, ins Mittelalter verlegt, und seine Frau, welche bezeichnenderweise den bäurischen Namen Betli trägt (nicht Hedwig wie bei Schiller), ist



Am Untersee

Phot. Hausmann, Heiden

eine gediegene Muttergestalt wie irgend eine unter den «brävsten» ihrer späteren, emmentalischen Schwestern.

Die wichtigste, machtvollste unter ihnen ist Anne Bäbi Jowäger, wohl diejenige Gestalt Gotthelfs, welche sich einem überhaupt am tiefsten und unauslöschlich einprägt.

«Ihrer Grossmutter Hochzeitkittel trug sie an den heiligen Sonntagen, und ihren eigenen Hochzeitkittel sparte sie der Nachkommenschaft auf. Sie hatte noch Schuhe mit währschafden Böden, aber weit ausgeschnitten, dass sie mit den Zehen kaum anhängen konnte, und für Aergäuer Fürtücher hatte sie noch keinen Kreuzer ausgegeben. Sie schämte sich, sagte sie, ein solches Hüdeli umzuhängen, in welches man nicht einmal herzhaft schneuzen könne, wenn man nicht wolle, dass die Nase am andern Ort zum Vorschein komme. Halbbrystigs, das sei das Fundament in einer Haushaltung, sagte sie.» — «Und wenn ein Engel vom Himmel gekommen wäre und gesagt hätte: «Hör, Anne Bäbi, der liebe Gott lässt dich grüssen und dir sagen, die Nidle für dein Bübli sei zu mastig, das Fleisch für dein Bübli zu scharf . . .», so hätte Anne Bäbi mit Nidle und Speck fortgefahren und bei sich selbst gedacht: auf das verstehe sich der liebe Gott nicht; was Nidle und Speck könnten, wüsste man ja im Himmel nicht, und was me nit verstang, dary soll me si in Gottes Namen nit mischle.»

Auf diese Kraftnatur, die sich selbst von Engeln und vom lieben Gott nicht dreinreden lässt, wendet Gotthelf denn auch nur Vergleiche aus hohen und höchsten Bezirken an. Wie gewaltig wirkt sein Eintritt in den Solothurner Gasthof am Jahrmarkt: «Anne Bäbi rückte langsam und vorsichtig hinein, wie ein Feldherr

in einen Talgrund, in dem er sich lagern will.» Oder diese Kapitelüberschrift: «Wie endlich Anne Bäbi Gesandte ausschiekt, und was für Bericht sie bringen». Klingt das nicht wie vom Hofstaat eines Königs etwa im Nibelungenlied oder im Alten Testament?

Anne Bäbi durchbricht denn auch die ihr von Sitte und Brauch gesetzten Schranken. Sie regiert das Haus absolut: Mann und Sohn und Gesinde und Süniswyb und Enkelkinder. — Vermöge der ungewöhnlichen Lebenskraft, die wir den Menschen im Lande Ur zutrauen, sind die weiblichen Unarten und Schattseiten an ihr in gesteigertem Masse vorhanden und wirken doppelt eindrucksvoll: Keifsucht, Klatschsucht, Aberglauben, Aufbegehren und Schimpfen mit grobem Geschütz. Vor sich herschimpfend kommt sie um die Hausecke und findet weder Sohn noch Magd, weil alle vor ihr geflohen sind. Alles was sie selbsttätig und gewalttätig unternimmt, meint sie aus Liebe für die Ihrigen zu tun, bis diese sich kaum mehr vor ihr zu schützen wissen. Ungestüm wie ihr Leben ist ihr Ende. Aus Selbstherrlichkeit hat sie den Sohn quacksalbernd verstümmelt, das Enkelkind zu Tode gedoktert. Ihr Selbst bricht zusammen; was Lebenskraft war, wird Raserei und Wahnsinn. Das Machtweib wird zum unseligen Dämon.

Bei einer Gebieterin im Hause, wie es Anne Bäbi ist, denkt man an fernher nachwirkende Erinnerungen an den *Matrimonial*, an den *Mütterstaat*,¹⁾ der zur Zeit der Ursippe anstelle des heutigen Männerstaates vorhanden war. August Bebel hat ihn volkstümlich dar-

¹⁾ Auf solche Zusammenhänge hat besonders hingewiesen Walter Muschg in seinem sehr verdienstlichen Buch «Gotthelf, die Geheimnisse des Erzählers», München 1931.

gestellt. In Heinrich v. Kleists Penthesilea hat er als Amazonenstaat grosse dichterische Gestaltung gefunden. In jedem Ehemann lebt heute noch etwas von jener Urerinnerung nach, wenn er mit mehr oder weniger echt gespielter Angst und mit eingezogenem Nacken von spätem Hocke zu seiner Ehefrau heimkehrt. Gerade solche *Heimkehrerepisoden* finden sich zahlreich bei Gotthelf.

«Wenn Hausväter um Mitternacht oder erst gegen Morgen nach Hause kommen, so sagt ihnen ihr Gewissen, dass sie gefehlt, ihre Erfahrung, dass die Weiber sie tüchtig abputzen oder mit ihnen kupen werden. Nun sinnen die meisten Männer, auf welche Weise sie das Wetter abwenden können; die einen kramen Wein, ein Brötli, die meisten aber, instinktmässig die schwache Seite der Weiber auffindend, bringen nicht etwas für den Hunger oder den Durst, sondern etwas für den Gwunder nach Hause; sie wissen, sobald sie eine ordentliche Neuigkeit vorwerfen können, so vergisst die Frau die Sünden des Mannes und beisst sich fest in die Sünden des Nachbars.» («Bauernspiegel».)

Oder:

«Benz hatte sich auch wieder einmal verspätet bei lustigen Brüdern und jammerte sehr über das Gericht, welches nun seiner warte. Da erboten sich einige, ihn zu begleiten und zu schützen, was ihm das Rechte war. Beim Hause angekommen, ging der Kühnste allein hinein, um dem Weibe zu sagen, was Trumpf sei. Aber wie er die Stubentür aufmachte, noch ehe er ein Wort sagen wollte, empfing ihn das Weib mit einem Hagel von Ohrfeigen, dass er anfangs ganz betäubt dastand wie Lots Weib, nicht einmal ans Retirieren dachte, geschweige ans Wehren. Da kam's ihm endlich, er hätte genug, mehr nütze nichts, machte sich hinaus und sagte: «Jetzt, Benz, kannst ungsorgt hinein, ich hab sie abgetan. Das ist gut für einmal, das nächstmal kannst wieder selbsten voran.»

Wenn auch ausser in diesen schweren Stunden nach Mitternacht der *Mann* unbestritten im Haus das Regiment führt, so wird doch den Müttern die grösste Ver-

ehrung dargebracht. Um den Akt der Geburt weben Sagen und uralte ehrfürchtige Bräuche. Die Hebammen werden als wahre Priesterinnen gerühmt. Die junge Mutter erfährt sorgsamste Pflege. Auch der Aermste hält darauf, sie mit besonders stärkender Kost zu pflegen. Es handelt sich um ausgesprochen kultische Handlungen. In jeder Mutter wird das Ur-Mütterliche verehrt, das von Ur-Anfang bis heute das Leben in wunderbarem Vorgang weitergibt von Geschlecht zu Geschlecht. Im Mütterlichen wohnt das verehrungswürdige Ur überhaupt; ins geheimnisvolle Reich der Mütter steigt ja auch Faust, um zu der Quelle allen Wesens vorzudringen. — Diese mystischen Vorstellungen leben und wirken mächtig in Gotthelfs Werk. Anne Bäbi beherrscht das Haus auch als Grossmutter. Sie beansprucht das erste Kind der Schwiegertochter für sich wie ein Opfer, ihrem Muttertume dargebracht. Nicht anders ist es mit Peter Käfers Mutter im «Schulmeister». Auch sie nimmt den ältesten Enkel in Beschlag. Ueberhaupt sind die Grossmütter bei Gotthelf von Geltungs- und Machtdrang erfüllt, und sie wissen ihn zu stillen; die Jungen im Haus ertragen es unter vielen Leiden. Auch die Burgfrau Grimhilde in der historischen Novelle «Kurt von Koppigen» hält ihren Sohn in dauernder Hörigkeit. Peter Käser sagt verehrungsvoll: «Ich liebe in meiner Mutter alle Mütter und möchte daher allen Müttern bei ihren Kindern bereiten Geduld und Liebe.» Man beachte *Geduld* und *Liebe*. Joggeli, der in Gestalt eines Kesselflickers die heiratsfähigen Mädchen beobachtet und prüft, will eine Frau «wie seine Mutter selig». — Das Muttersymbol kehrt in Gotthelfs Stil immer und immer wieder. Die Landschaft und die Zeit werden Müttern verglichen, beide gebären sie. Pflanzen, Berge, Täler, Ereignisse, Zustände sind ihre Kinder.

Und wo Gotthelf im «Druiden» das Höchstverehrte bei den frühern Einwohnern des helvetischen Landes darstellt, da ist es ein weibliches Wesen, die fruchtbare Erde und die ewige Schöpferkraft darstellend: Hertha, die Göttin — Mutter.

Sommer-Abend

MAX BAUR

Weisse Wolken spielen in den dunkeln Wäldern
Und fließen mählich in die Nacht hinein,
Und auf den reifen, goldnen Feldern
Däumt sich in Leid der Sonnenschein.

Bang stirbt der Tag, aufleuchten Farben
In einer seligheissen Trunkenheit,
Wie Wünsche, die vor Sehnsucht starben,
Wie das brokatne Frauenkleid.

Dann weinen Sterne über bleichen Matten
Und beugen sich den breiten Dächern zu,
Durch stille Strassen tasten blaue Schatten,
In arme Menschenherzen zieht die Ruh.



Blick auf Thal

Nach einem Gemälde von F. Wettler, Rheineck

Wandkalender der Schweiz. Seidengazefabrik A.-G. Thal

Dreifarben-Buchdruck von E. Löpfel-Benz, Buchdruck, Offsetdruck, Verlagsanstalt, Buchbinderei, Rorschach